

Nr. 126. Bromberg, den 17. Juni 1928.

# Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

IV.

Rickenbach war eines Nachmittags gegen fünf Uhr in Gesellschaft seiner Frau in Berlin angekommen. Die unbegründete und deshalb um so merkwürdigere Unruhe, die ihn während der ganzen Reise nicht verlassen hatte, trieb ihn, sogleich sein Bureau aufzusuchen. Hoffentlich traf er Leisegang, seinen Sekretär und Prokuristen noch an.

Während Frau Marguery, der er seine Unruhe sorgfältig verheimlicht hatte, weiter nach dem Kurfürstendamm fuhr, stieg er in der Tauentzienstraße aus der Autodroschke. Mit lächerlicher Verwunderung stellte er fest, daß das Haus, in dem seine Bureaus lagen, genau das gleiche sachliche und alltägliche Aussehen hatte wie vor drei Wochen, als er es zum letzten Mal betreten hatte. Das schwarze Glasschild mit der goldenen Inschrift „Julius Rickenbach, Bankagentur" glänzte so frisch und so funkelnagelneu wie nur je.

Rickenbach schob den grauen steifen Hut ins Genick, warf die erloschene Zigarre aufs Straßenpflaster, bevor er das Haus betrat, und winkte dann dem Hauswart, der hinzueilte und mit vertraulicher Befriedigung feststellte, daß sich „der Herr Direktor glänzend 'rausgemacht habe".

Als der Fahrstuhl im vierten Stock hielt, mußte Rickenbach gegen ein beängstigendes Schwindelgefühl ankämpfen.

Das waren die Folgen der sechsunddreißigstündigen Fahrt und des jähen Klimawechsels, sagte er sich. Kein Grund zur Beunruhigung.

Das Haus war still, und diese Stille bedrückte Rickenbach, obwohl er sich sagte, daß er jetzt, anderthalb Stunden nach Geschäftsschluß nicht erwarten konnte, hinter allen Türen Telephongeschrille, Schreibmaschinengerassel und laute Stimmen zu hören.

Er steuerte, noch immer etwas benommen, auf die eisenverkleidete Tür zu, an der sein Name glänzte, und öffnete sie. Der Vorraum war dunkel. Rickenbach schaltete das Licht ein und blickte durch eine offenstehende Tür in das große schmucke Zimmer, wo die kleine Herting tagsüber einen ununterbrochenen Generalmarsch auf der Schreibmaschine zu trommeln pflegte. Jetzt war ihr Tisch abgeräumt und leer. Rickenbach trat zwei Schritte näher bis auf die Schwelle und räusperte sich laut. Auf dieses Geräusch öffnete sich zur Linken eine Tür, und Leisegang erschien. Rickenbach versuchte mit dem ersten Blick zu erspähen, ob von dessen Gesicht eine Unheilsbotschaft abzulesen war. Aber Leisegangs Gesicht war undurchdringlich wie immer, erfroren in jeder Miene. Er machte eine kleine Verbeugung und äußerte keine Überraschung, seinen Chef unangemeldet wiederzusehen.

Leisegang war ein Mann von unbestimmbarem Alter. Man hätte ihn ebenso gut für fünfundzwanzig wie für vierzig Jahre halten können. Sein kleines mageres Gesicht war mit einer straffen gelblichgrauen Haut überzogen und bestand eigentlich nur aus einer unverhältnismäßig breiten und hohen Stirn, die durch ihre Kahlheit noch höher erschien. Dieser winzige und doch bedeutend aussehende Kopf beherbergte nur Zahlen, Gesetzesformeln, Gerichtsentscheidungen und statistische Tabellen aus allen möglichen Gebieten.

Leisegang kam mit lautlosen Schritten näher und legte seine fleischlose Hand für eine Sekunde mit flauem Druck in die mächtige Pranke Rickenbachs. Dann machte er eine halbe Drehung und erwartete, daß Rickenbach voranschreite in sein Arbeitszimmer. Er tat es nicht, sondern fragte, indem er Mantel und Hut über den Schreibmaschinentisch warf: „Was gibt es Leisegang? Was bedeutet Ihr Telegramm? Sie können einen ins Bockshorn jagen. Das weiß Gott!"

„Wir haben Nachrichten aus Mexiko erhalten, die ungünstig lauten', antwortete Leisegang und sprach wie gewöhnlich ohne die geringsten Hebungen und Senkungen in seiner Stimme.

Rickenbach zog die Stirn in Falten, als verspüre er einen heftigen stechenden Schmerz. „Sehr ungünstige?"

„Jawohl."

Rickenbach ließ seinen schweren Körper auf einen Stuhl fallen und starrte unter zuckenden Lidern zu seinem Sekretär auf. „Erzählen Sie!"

Leisegang räusperte sich hinter der vorgehaltenen Hand und begann seinen Bericht abzuschnurren: „Goodefree kabelt, daß die mexikanische Regierung die erteilten Bohrkonzessionen in La Porida und Salado für nichtig erklärt und sofortige entschädigungslose Räumung der Felder gefordert hat. Den Vorwand für dieses Verlangen boten einige Versäumnisse der leitenden Ingenieure. Goodefree leistete Widerstand, darauf besetzten zweihundert Mann Polizeitruppen die Felder. Zwei Ingenieure, ein Amerikaner und ein Franzose, wurden erschossen, als sie den Offizieren entgegentraten . . ."

Rickenbachs Wangen wurden grau wie Blei. Das Weiß seiner Augen schimmerte im Zwielicht des Raumes wie Perlmutter. „Weiter!" bat er.

„Leider besteht nach Goodefrees Ansicht so gut wie gar keine Möglichkeit, die an sich ja berechtigte Handlung der mexikanischen Regierung rückgängig zu machen. Der Widerstand der beiden Ingenieure gegen die polizeilichen Maßnahmen hat alles noch verschlimmert. Die Ölfelder sind verloren, die Konzession ist wahrscheinlich schon an die „National Oil Company" übertragen . . ."

„An die „National Oil Company?" fuhr Rickenbach auf.

„Jawohl, das ist Goodefrees Meinung. Nach seiner Ansicht sitzen die Urheber der Schwierigkeiten nicht in Mexiko-City, sondern in Newyork. Die „National' will sich eines unbequemen Widersachers entledigen und hat damit Glück gehabt . . ."

Leisegang schwieg. Es hörte sich an, als habe er mitten im Satz abgebrochen. Er verharrte in gefälliger ruhiger Haltung vor seinem Chef, lehnte sich leicht an den Schreibmaschinentisch und sah über Rickenbach hinweg in die Luft.

Rickenbach starrte ihn noch immer an und wunderte sich, daß er in diesem Augenblick ohne spürbare Erregung von der Tatsache Kenntnis nahm, daß 260 000 Dollars, vier Fünftel seines gesamten Vermögens, auf den Ölfeldern von La Porida und Salado verloren gegangen waren. Während er mit sprunghaft arbeitenden Gedanken nach einem Ausweg suchte, dachte er, daß er sich niemals auf dieses waghalsige mexikanische Geschäft mit Goodefree hätte einlassen dürfen. Von Anfang an hatten die Aussichten fünfzig zu fünfzig gestanden. Ein großer Gewinn oder ein noch größerer Verlust. Er hatte das Wagnis auf sich genommen, um für Jörgen von Fehr, den Verlobten Erlas, im Laufe eines Vierteljahrs 200 000 Mark herbeizuschaffen. Das Geschäft war gescheitert, und Jörgen von Fehrs Fabrikgründung würde ein schöner Traum bleiben.

Rickenbach beugte seinen mächtigen Oberkörper vor und sagte mit belegter Stimme: „Es bleibt uns jetzt nur noch ein Ausweg, Leisegang, wenn wir nicht um die Ecke gehen wollen: wir müssen bei Johanning unsere Einlage kündigen. Es tut mir leid, aber das Hemd sitzt uns näher als der Rock. Johanning muß die 150 000 flüssig machen. Es geht um unsern Hals. Melden Sie sofort ein Gespräch mit Hamburg an. Ich warte hier, bis die Verbindung hergestellt ist. Ich will mit ihm reden."

Leisegang strich sich mit einer hilflos wirkenden Bewegung die dünnen verklebten Haarsträhnen am Hinterkopf zurecht, dann sagte er schonend: „Herr Doktor Johanning war vorgestern in Berlin . . ."

Rickenbach riß die Augen weit auf. „Und?"

„Ich unterrichtete ihn über unsere Lage und bereitete ihn auf die Kündigung unserer Einlage vor, da ich Ihre Absicht voraussah . . ."

„Was antwortete er?"

„Er antwortete, daß er in diesem Falle gezwungen sei, sofort seinen Konkurs anzumelden. Er war gekommen, um von Ihnen eine Erhöhung unserer Einlage zu erbitten." Leisegang sprach wie ein gut und verläßlich arbeitender Automat, der erst durch einen neuen Hebeldruck wieder zum Stillstehen zu bringen ist. „Ich bezweifle indessen, ob Herr Doktor Johanning durch eine Erhöhung des Kapitals noch zu retten ist. Er sieht seine Lage viel zu rosig an. Ich habe darüber telegraphisch Erkundigungen eingezogen. Die Wahrheit ist, daß er unmittelbar vor dem Zusammenbruch steht — es ist nur noch eine Frage von Tagen . . ."

Rickenbach richtete sich auf, als wolle er sprechen. Aber er schwieg und sank langsam in seinen Stuhl zurück.

•

Frau Marguery öffnete selber, als Rickenbach an der Wohnungstür läutete. Sie hatte das Mädchen zur Besorgung von Einkäufen für das Abendessen hinuntergeschickt. Die anderen waren beurlaubt.

Rickenbach küßte seiner Frau flüchtig die Stirn, drückte ihr die Hand und fragte scherzend, ob im Hause noch alles auf seinem alten Fleck stehe.

Sie antwortete im gleichen Ton obwohl seine Verstörung ihr auffiel und sie beunruhigte. Ihren klugen geübten Augen entging keine Veränderung auf seinem Gesicht. Er wagte nicht, ihren forschenden Blicken zu begegnen.

Als sie in seinem Arbeitszimmer standen, wo nur die Bronzelampe auf dem Schreibtisch brannte, fragte sie behutsam: „Du hast Verdruß gehabt, Jul? Was hat Leisegang dir zu sagen gehabt? Schlechtes?"

Er ließ sich in den hohen Lutherstuhl nieder.

„Ja, Schlechtes."

„Es betrifft die Ölfelder?" fragte sie ruhig.

„Wie kannst du das wissen?"

„Ich ahne es."

„La Porida und Salado sind verloren, Marguery. Die Konzessionen sind für nichtig erklärt worden. Die 260 000 Dollar sind hinüber." Er machte eine Handbewegung, als fege er die Geldscheine vom Tisch.

Marguery stand bewegungslos vor ihm. Auf ihrem Gesicht stand nicht das leiseste Erschrecken, ihre Lippen blieben fest geschlossen. Rickenbach bewunderte seine Frau. In dem Blick, womit sie ihn aufmerksam betrachtete, stand nur Besorgnis um ihn, nichts sonst.

Um die Unheilbotschaften so schnell wie möglich abzutun, fuhr er hastig fort: „Zu allem Überfluß steht Johanning dicht vor dem Zusammenbruch. Er hat sich mit seinen Neubauten in Wandsbek übernommen, und seinem Ältesten, der in China die Teepflanzungen bewirtschaftete, ist von der Kantonregierung der Garaus gemacht worden. Er sitzt mit seiner Frau und den Kindern in Tientsin und hat seinem Vater um das Geld für die Heimreise gekabelt. Selbst das besitzt er nicht mehr. Daraufhin sind dem armen Johanning die Gläubiger auf den Pelz gerückt und schlagen mit der Faust auf den Tisch. Sie alle — und ich nicht minder — können ihre Forderungen einstweilen in den Rauchfang schreiben."

Frau Marguery näherte sich ihm langsam. Auf ihrem weißen Haar, das zu dem noch immer jugendlich schönen Gesicht in so sonderbarem Gegenstand stand, schimmerte das Licht in silbernem Widerschein. Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern und fragte: „Das bedeutet, daß wir alles verloren haben?"

„Ja, alles; vielleicht sogar noch etwas mehr."

„Was wird nun geschehen?"

„Johanning trifft morgen hier ein," antwortete er, ohne aufzusehen. „Wir haben von ihm nichts zu erwarten. Er wird mir genau das sagen, was ich schon weiß: Hilf dir selber, dann hilft dir Gott! Vielleicht wird er mich auch auf ein halbes oder ganzes Jahr vertrösten wollen, aber bis dahin können wir friedlich und in Ehren verhungert sein." Er machte eine kurze Pause, sah zu seiner Frau auf und faltete die Hände auf der Platte des Schreibtisches ineinander. „Wir werden unser Häuschen in Grünau verkaufen müssen, Marguery. Es tut mir leid um deinet- und Erlas Willen, denn der Sommer steht bevor, und es war im vorigen Jahr so hübsch draußen am See. Auch die Jacht dürfte kaum zu halten sein."

Nicht einmal in ihrer Miene lag ein Widerspruch.

„Wie wirst du Fehr von diesem . . . von diesem Schlag Mitteilung machen?"

„Ich werde ihm die ganze Wahrheit sagen."

Sie überlegte einen Augenblick. „Ich fürchte für Erla und ihn das Schlimmste."

Rickenbachs Lider zuckten. Er faltete seine Hände so fest zusammen, daß sie an den Knöcheln weiß wurden. „Du glaubst, daß Fehr sich aus dem Staube machen wird?"

„Ich fürchte es, Jul."

Rickenbach schob seine Lippen vor. Er wollte eine Frage stellen und verschluckte sie.

„Er hat mir versprochen", begann er von neuem, „von seinem Bruder 50 000 Dollars anzufordern, sobald ich ihm den gleichen Betrag für die Gründung in Bremen zur Verfügung stelle. Ich werde ihm nahelegen, diese brüderlichen Gelder schon jetzt flüssig zu machen, denn nach meiner Ansicht ist Johanning noch zu retten, wenn man ihm mit einem größeren Betrag über die Krise hinweghilft."

Eine Weile schwiegen sie. Frau Marguery ging durch den halbdunkeln Raum hinüber zum Fenster, von dem sie lange hinabsah auf die abendlichen Lichter des Kurfürstendamms und auf die Bäume, deren kahle Äste vor Nässe schimmerten.

„Bist du dafür, Jul, daß Erla sofort telegraphisch benachrichtigt wird? Sie muß am besten gleich zurückkommen, nicht wahr?"

„Wir wollen sie nicht kopflos machen. Schreibe an sie und empfiehl ihr, möglichst bald nach Berlin zu kommen. Mit Einzelheiten soll sie einstweilen verschont bleiben. Ich will nicht, daß Fehr aus ihrem Munde von dem Unglück erfährt. Ich will mit ihm sprechen."

Frau Marguery nickte und wandte sich endlich wieder vom Fenster ab. Sie kam langsam auf ihren Gatten zu, legte ihm ihren Arm um die Schultern und strich ihm über das Haar.

„Du sollst dir keine Sorgen machen, Jul. Wenn Fehr versagt, wenn er es ablehnt, das brüderliche Geld flüssig zu machen, so werde ich den „Blue Star" verkaufen. Der Herzog von Evonshire hat mir noch vor vierzehn Tagen neuntausend Pfund für den Stein geboten, und er ist auch der Mann, der einen solchen Betrag auf den Tisch legen kann. Du darfst dich nicht grämen."

Rickenbach beugte sich dankbar über ihre Hand und küßte sie.

(Fortsetzung folgt.)

# Des Löwen Prankenschlag.

Eine historische Skizze.

Von Franz Schulz, Schleusenau.

Vom 16. zum 17. Mai anno Domini 1658 war dem auffallend warmen Frühlingstage eine gewitterschwangere Nacht gefolgt.

In dem Garten des Bernhardinerklosters schlugen die Nachtigallen. Vom Altan aber des Hauses der Bninski in einer Seitengasse des Marktringes zu Bromberg zwitscherten und jubilierten die Geigen, schmetterten die Drommeten zu Ehren der Komteß Janina, die das Ehegemahl des Herrn Boleslaw v. Dönhoff geworden war. Der aber war der Neffe des Starosten der Burg Bromberg, deren halbverbrannte kahle Wände, vom Mondlicht umrissen, in diesem allgemeinen Volksfeste wie ein ungebetener und unheimlicher Gast dem Trubel schweigsam und verwundert zuschauten. Drei Tage schon verlustierte sich die Bevölkerung Brombergs mit der polnischen Garnison des Kapitäns v. Völkerjahm.

Auf offenem Markte wurden die fettesten Ochsen am Spieße gebraten, in Strömen lief der Wein. Jedermann, der da wollte, ohne Ansehen der Person, war von den hohen Herrschaften zu Gaste geladen.

War es doch gleichgültig, wer Ochsen und Wein vertilgte, denn seit fast dreißig Jahren zog der Schwede im Lande umher und kurbrandenburgsche Kriegsvölker hausten gleichermaßen wie die eigenen polnischen Geschwader oder die verbündete kaiserliche Armada des Grafen Montecuculi in den ausgeplünderten Netzelanden und in Kujawien.

Wieviel Trübsal hatte nicht der unselige schwedisch-polnische Erbfolgekrieg auch über Stadt und Burg Bromberg gebracht. Die Mehrzahl aller Häuser lag in Trümmern, halbverbrannt, wie das alte feste Schloß. Rathaus und Kirchen verfielen zusehends. Auf den Straßen der einst so

blitzsauberen deutschen Stadt sproß das Gras. Wer sollte ein Interesse an Ordnung und Reinlichkeit haben, wo Eigentum und Menschenleben nicht mehr galten, als das Dasein eines Regenwurms.

Wußte doch niemand, was der morgige Tag bringen mochte. Die Kriegsfurie brauste wie eine Windsbraut durch das Land. Bald war es der Schwede, bald der Pole, die sich um die Trümmer Brombergs katzbalgten.

Einer war wie der andere. Immer hieß es „Kontribution“ und „Bürger, schaff Brot!“ Welcher Heerhaufe sich auch zum Herrn Brombergs aufwarf, Protestanten oder Katholiken, sie wurden gleicherweise gezwickt und gezwackt und gebrandschatzt.

Aus ihren Kellern und Ruinen waren sie hervorgekrochen, die abgezehrten Gestalten, und nahmen die Festtage hin wie ein Geschenk des Himmels. Wie das Manna in der Wüste ergriffen die Ausgehungerten die ihnen zugeworfenen Bratenstücke und ließen es sich wohl sein an dem Sorgen betäubenden und reichlich fließenden Rebensaft.

Wer weiß, wie bald Freund Hein wieder mit seiner Knochenhand an die Tore klopfet. „Drum esset und trinket, denn morgen sind wir tot!“ —

*

Seit dem Abzuge seines gewaltigen Kriegsfürsten Karl X., Gustav, der wie ein Attila ganz Polen von Nord nach Süd, von Ost nach West durchzogen, war der Schwed ein etwas seltenerer Gast geworden.

In der alten und festen Weichselstadt Thorn lag er auf der Lauer, unvermutet brach er hervor und schlug seine Pranken in die überraschte Beute.

Ein ernster Kriegsmann aus den Zeiten des frommen und hochseligen Königs Gustav Adolph, des „Löwen von Mitternacht“, ein Deutscher, der General Berthold Hartwig v. Bülow, hielt als Kommandant von Thorn eiserne Disziplin unter der ihm anvertrauten Schwedischen Leibgarde, den blauen und gelben schottischen Regimentern.

Nichts entging seinen scharfen Augen, wenn auch die leicht beweglichen und schwer zu fassenden Geschwader des nimmer ruhenden Polnischen Reiterführers Czarnecki ihn umschwärmten und dann und wann ein wenig zausten.

Hütet Euch, Ihr Polen!

Cave adsum! —

*

Mitternacht war längst vorüber.

Die rauschende Musik war verstummt, fröhliches Lärmen beim Becherklang drang durch die hellen Fenster des Hochzeitshauses hinaus in die stille Stadt.

Durch Wolkenfetzen blinkte die Mondsichel herab auf die leeren Gassen und den Marktplatz, über den soeben der Königlich Polnische Hauptmann, Herr Jakob Friedrich v. Völkersahm mit drei Offizieren seinem Quartier, der am Ringe belegenen Herberge zuschritt.

„So schön, wie diese pompösen Festivitäten sein mögen, ich wünschte, Oberst Butler hätte statt meiner zwei andere Fähnlein zurückgelassen.“

„Da muß ich Euch Recht geben, Herr Hauptmann, Stadt und Schloß Bromberg befinden sich in desolatestem Zustande!“ seufzte der Ingenieur Fabricius.

„Hm, hm!“ brummte Völkersahm.

„Es mangelt an allem, was ich zum Schanzbau brauche, an Material, an Handwerkern und an Geld. So etwas dürfte in Thorn bei Bülow nicht vorkommen.“

„Ja . . . bei Bülow! — Erwähnt mir lieber nicht den Namen. Ich denke sowieso Tag und Nacht an ihn, am meisten aber in jenem Festestrubel, wo man noch obendrein freundliche Gesichter schneiden muß.“

„Ihr hättet mehr in das Glas hineingucken sollen, anstatt wie ein Pater strengster Oberservanz schweigsam neben der schönen Brautmutter zu sitzen“ — lachte ein jugendlicher Offizier von zierlichem Wuchs.

„Ihr habt gut reden, junger Mann, Ihr, der Liebling Fortunas. Persona gratissima bei Hofe und in einem Alter, als ich noch junger Fähnrich, schon Chef einer Kompagnie Dragoner. Was wißt Ihr denn von dem Verantwortungsgefühl, wie es einem alten Feldsoldaten in der eisernen schwedischen Mannszucht einst unter den Augen des Nordischen Löwen anerzogen wurde. Ihr, leichtlebiger Hofmann, könnt Euch wohl darüber hinwegsetzen. Ich bin dazu zu schwerblütig, auch kenne ich meinen alten Kriegskameraden Bülow besser als Ihr.“

„Lieber Herr Hauptmann, wer wird denn gleich so böse sein“ — besänftigte der Ingenieur, „hat unser kleiner Baron nicht seinerzeit bei Warka, wo wir dem Badener Markgrafen so übel mitspielten, und bei Gnesen, wo der Pfalzgraf Haare lassen mußte, gezeigt, daß er seinen Mann zu stehen weiß?“

„Papperlapapp, sage ich Euch. Glaubt Ihr Kinder, Bülow erfährt nichts von diesem Trara? Er weiß das nicht, daß die ganze Stadt drei Tage lang in Bacchus Armen liegt? Acht Meilen von Thorn hierher sind ein Katzensprung. Zumal Czarnecki Podgorz und die Blockade des linken Weichselufers aufgegeben hat. — Gottseidank, daß diese Hochzeitsfeiern endlich vorüber zu sein scheinen.“ —

„Ja, Herz und Magen rebellieren schon und wollen mit mir nicht weiter pokulieren“, bekräftigte Fabricius. —

Schwarze Wolken fegten gespenstisch am Monde vorüber.

„Es wird Regen geben.“

„Potzblitz, schon zwei Uhr vorbei.“

„Kornett Jaworski, Ihr visitiert auf dem Heimwege noch die Wache am Kujawischen Tore, Lüdinghausen seinen Danziger Torposten, und Ihr, Fabricius, der Ihr wie ein Uhu in den alten Burgruinen haust, seht nach, ob die Schildwachen dort ihre Schuldigkeit tun.

Gute Nacht, meine Herren! Ich will wünschen, daß diese paar Nachtstunden gnädig vorübergehen möchten und morgen, wenn der Bninskische und Dönhoffsche Anhang abzieht, alles wieder im richtigen Gleise wäre.

Gute Nacht und nichts für ungut, kleiner Lüdinghausen!“

*

Vor der Einfahrt des dunklen Torweges, über dem im frischen Morgenwind eine trübselige flackernde Laterne schaukelte, stapften die Posten, zwei Butlersche Dragoner, verdrossen auf und ab.

In tiefem Schlaf lag die Wache. Der Bninskische Wein, Tanz und dralle Bauerndirnen hatten ihren Tribut gefordert.

Der Wachthabende, ein grauhaariger Korporal, war, den Kopf auf beide Arme gelegt, am Tische sitzend, entschlummert. Schlaftrunken starrte er auf den ihn rüttelnden Kornett. — —

Brummend stand der Veteran im Torweg und schaute nach dem Wetter aus. Am Horizont des bewölkten Himmels kündete eine schwache Röte den kommenden Morgen an.

Fester wickelte er sich in den umgehängten Reitermantel und strich gähnend seinen langen, eisgrauen Schnurrbart.

Horch, was war das?

Rossegetrappel?

Galoppierten da nicht mehrere Pferde auf der Landstraße?

Er versuchte durch den schmalen Sehschlitz in den finsteren Torbogen hinauszuspähen — dunkle Schattenrisse, keine Gesichter, keine Abzeichen oder Einzelheiten zu erkennen.

Es klopfte klirrend, wie wenn jemand mit dem Degengriff an die Bohlen hämmert.

„Heda, Wache! Im Namen des Königs! Aufgemacht!“

„Halt! Wer da?“ rief der Korporal durch den Spalt hinaus. Die Wachtposten schlugen die Gewehre an.

„Wer da?“

„Boten vom Könige. Seine Königliche Majestät kommt von einem Jagdausfluge noch diese Nacht nach Bromberg. Öffnet das Tor!“

Unschlüssig warf der alte Haudegen einen flüchtigen Blick auf seine beiden Posten und strich sich zögernd seinen Schnauzbart.

Wenn doch jetzt noch der Kornett hier wäre. König Johann Kasimir, der zu Czarnikau Hof hielt, weilte häufig zur Jagd in Brombergs Umgegend. War er doch einmal, nur vier Meilen von Bromberg entfernt, einem Streifzuge der Graudenzer Schwedischen Garnison beinahe in die Hände gefallen.

Die Posten blickten fragend auf den Korporal. Der aber kannte seine Dienstanweisung.

„Ich darf nicht öffnen! Weist erst Euren Passaport vor!“

„Ach was, Passaport! Wir sind Edelleute im Gefolge des Königs. Hört Ihr denn nicht? Da kommt schon Seine Königliche Majestät. Macht auf, oder der Teufel soll Euch reiten!“

In der Tat hörte man das Herannahen einer größeren Reiterschar.

„Den Passaport!“ schrie der Alte.

„Zum Teufel, macht auf! Hier ist der Wisch!“

Die Kavalkade hielt. Reiter sprangen ab. Eisenzeug rasselte, Degen klirrten, Sporenschritte näherten sich dem Tore.

Erneutes Klopfen.

„Hier ist der Passaport!“

Da klapperte der Schlüssel im Schloß. Einer der Dragoner legte die schwere eiserne Stange zurück, die außer dem Türverschluß das Tor sperrte. Knarrend öffnete es sich um ein paar Handbreiten.

„Den Passaport!“

„Was, Passaport?“ rief ein breitschulteriger Mann in Eisenhaube und Lederkoller, und zwängte sich durch die Toröffnung hindurch.

„Euren Passaport!“ krächzte mit rauher Stimme der Alte und versuchte den Eindringling aufzuhalten,

„Da nimm ihn!“ — Ein Terzerol krachte, der Wachthabende warf beide Arme in die Luft und fiel lautlos vornüber.

Im selben Augenblick werden die Torflügel von außen zurückgeworfen, Degen blitzen, Pistolenschüsse, beide Posten wälzen sich im Blut.

Noch ehe sie zu den Waffen greifen konnten, waren die Dragoner in der Wachtstube überrumpelt.

Die Schweden sind in der Stadt.

*

„Eskadron — h—a—l—t! — Abgesessen!"

Geschlossen rückten Dragonerkompagnien zum Fußgefechte vor.

Am Tore hielt mit seinem Stabe ein hagerer Offizier. Wie aus Erz geschnitten das knochige Gesicht mit der scharf geprägten Nase und dem energischen Kinn. Keine Wimper zuckte, nur um die Mundwinkel und in den stahlgrauen Augen wetterleuchtete es, als er salutierend seinen Federhut lüftete:

„Dank Euch, Leutnant v. Sodenstjerna, für umsichtig und zweckmäßig Handeln. Will nicht versäumen, dem Herrn Pfalzgrafen von Eurem trefflich Reiterstücklein zu berichten."

Knatternd bauschte sich im Morgenwind zu Häupten des Generals v. Bülow das Fahnentuch, auf blauseidenem Grunde der sich majestätisch spreizende gelbe Löwe.

(Schluß folgt.)

---

# Der Bleistiftstrich.

Skizze von **Gertrud Boehme.**

Gerade in der lustig-bunten Ecke des Zimmers war es, wo er den Bleistiftstrich entdeckte. Auf der Fensterbank stand hier ein gelbes Treppchen mit kugligen Kakteen, die aussahen, wie grinsende Altmännerfratzen. Der Papagei in seinem Messingbauer stieß ab und zu eine Leiter von Tönen aus, als wollte er sich totlachen. Lustig war auch der Harlekin aus bunter Wolle, der von der Sofalehne aus mit ins Buch guckte. Es war ein ernstes Buch, ein „schweres", wie die Menschen ihre guten Bücher nennen, denn die Erkenntnisse, die aus ihnen kommen, sind meist schwer zu tragen. Auf dem Leder des Einbandes stand der Name Nietzsche. Es war seine „Sternen-Freundschaft", in welcher der Hausherr las. Seit langer Zeit einmal wieder. Er hatte seine Bibliothek in den letzten Jahren arg vernachlässigt. Das Arbeits- und Lebenstempo war zu hastend geworden, zu rasend. Es war gerade, als säße einem stets ein Unsichtbarer im Nacken und schwänge die Hetzpeitsche. Früher hatte er seiner Tätigkeit in der Fabrik immer nur ein wenn auch großes, so doch abgemessenes Teil seines Selbst zur Verfügung gestellt. Bestimmte Stunden der Muße, der Sammlung, der geistigen Einkehr hielt er sich frei, allen Anforderungen von außen zum Trotz. Sich hielt er die frei und ihr, die er vor Jahren bei der Hand genommen hatte und die seitdem auf seinem Lebenswege neben ihm ging. — War sie wirklich noch neben ihm? Hatte sie dieses Tempo mithalten können? — Welch' törichter Zweifel! War seine Frau doch stets bei ihm, wenn seine Fabrik ihm Zeit ließ, „Mensch" zu sein. Seltener waren diese Stunden allerdings geworden, sehr viel seltener. Auch füllte er sie nicht mehr auf die alte Art. Verstummt für immer schienen Gespräche über tiefere Lebensdinge. Wann hatten sie zuletzt gemeinsam ein Buch gelesen wie dieses, das er hier in der Hand hielt? Von guter Musik hatte sie früher einmal gesagt, erst die Gemeinsamkeit beim Hören schließe ihr die Harmonie wirklich auf. Wie lange war es nun her, daß er neben ihr in einem wirklich ernst zu nehmenden Konzert gesessen hatte! All das war ihm zu anstrengend geworden. Der Zeitgeist hielt ihn beim Genick und stieß ihn in rasender Eile vor sich her. Das machte müde. Entspannung brauchte er nun in seinen Mußestunden, Ausruhen, Anreiz, vielleicht sogar einen leichten Nervenkitzel dann und wann. Die Frau sagte auch niemals nein, wenn er sie bat, mit ihm ins Kabarett zu gehen. Sie tanzte dann mit ihm, tanzte gut, wohl auch gern. Wenn die eindeutigen Witze fielen, entzückten ihn immer von neuem ihre gleichgültigen und hochmütigen Augen, die dann über alles wegsahen, als hörte sie gar nichts von dem, was um sie herum vorging. Auch das Kino besuchten sie öfter. Meist allerdings nur für kurze Zeit. Mitten im Stück kann man kommen, mitten drin wieder gehen und die losgerissenen Szenen anschauen, wie man einzelne Romanfortsetzungen liest, — ja, noch müheloser, da das Auge dem Gehirn alles weitergibt. Die Phantasie braucht sich nicht erst als Übersetzerin anzustrengen, und diese Bequemlichkeit war es wohl auch, die ihn als Lektüre, die ihren Namen eigentlich nicht mehr verdiente, immer wieder nur illustrierte Zeitschriften zur Hand nehmen ließ. Später würde man ja wohl auch wieder Zeit und Muße für andere Dinge haben, würde man von der Oberfläche wieder in die Tiefe tauchen können. Später — wenn man erst alt sein wird. —

Der Papagei lachte wieder. Es klang wie Spott. Alt würde man sein, verbraucht und kraftlos. Und dann sollte es wirklich noch Zeit sein, Lebenswerte aufzubauen? —

Schmerzlich versonnen fing er wieder an, im Buche zu blättern. Ein dünner Seidenfaden lag darin als Zeichen. Als er die Seiten auseinander klappte, sah er, daß eine Zeile unterstrichen war. Von dem dünnen, zittrigen Bleistiftstriche schien eine trostlose Traurigkeit auszugehen. Wo hatte er dieselbe hilflose Linie schon gesehen? Er wußte es plötzlich: vor kurzem war sie ihm auf der vorher so glatten, weißen Stirn seiner Frau aufgefallen. Er las die Zeile, die der Strich heraushob aus den anderen Sätzen: „daß wir uns fremd werden mußten, ist das Gesetz über uns". —

„Nein!" Er hatte es überlaut gerufen. In der Tür zum Nebenzimmer erschien die Frau: „Riefst du nach mir?" Sie trat zu ihm und sah das aufgeschlagene Buch, den Seidenfaden, — eine tiefe Röte stieg ihr ins Gesicht. Er war schon aufgesprungen, er hielt sie im Arm. „Das ist nicht wahr, kein Gesetz ist das! Meine Schuld ist es und die Schuld dieser Zeit, die uns allen die Peitsche gibt. Aber es soll anders werden, ich schwör' es dir! An deiner Hand will ich wieder in die Tiefe steigen und in die Stille, dorthin, wo kein Rattern der Maschinen und kein Geschrei des Marktes dringt und wo wir einander wiederhaben werden. Und diese Falte des Kummers" — er blickte ihr ins Gesicht. Ein holdes Wunder war geschehen: glatt und heiter lächelte die weiße Stirn — „sie ist verschwunden", triumphierte er, „aber dieses Zeichen im Buch soll stehen bleiben als ein Mahner!"



## Bunte Chronik



*** Prähistorische Menschen in Spanien.** Ein in den neuentdeckten Höhlen von Altamira in Spanien kürzlich aufgefundenes Skelett wird von den Sachverständigen als das eines Angehörigen der sogenannten Cromagnon-Rasse angesehen. Sollten eingehendere Untersuchungen diese Annahme bestätigen, so würde damit zum ersten Male der Beweis geliefert sein, daß diese vorgeschichtliche Rasse auch in Spanien gelebt hat. Es würde das von großer Bedeutung für unsere Kenntnis der Wanderungen in vorgeschichtlicher Zeit sein. Unser Wissen darüber ist noch außerordentlich beschränkt, und noch immer tobt der Streit über die Wiege der Menschheit, die einige nach Südafrika verlegen, während die Mehrheit sich für Inner- oder Ostasien entschieden hat. Jede Tatsache nun, die über die Verbreitung des Menschen selbst in jüngerer Zeit Aufschluß gibt, kann wertvolles Licht auf die früheren Wanderungen werfen, und der Nachweis über das Vorkommen der Cromagnons auf der iberischen Halbinsel würde von allergrößter Bedeutung sein.

*

*** Tiere, die sich selbst fressen müssen.** Der Naturforscher der Mount-Everest-Expedition, Major Hingham, fand auf dem Himalaya in einer Höhe von 4000 Fuß winzige Spinnen. Die Tierchen lebten auf zerbrochenen Felsstücken, die als Inseln aus einem kleinen Gewässer herausragten, das jedoch dick mit Eis und Schnee bedeckt war, wie denn in der ganzen Umgebung keine Spur von Vegetation oder Leben zu entdecken war. Aus diesem Grunde, d. h., da es vollständig an Nahrung für die Tiere fehlte, nimmt der genannte Forscher an, daß die Spinnen — die wohl als die am höchsten lebenden Tiere der Erde zu betrachten sind —, um zu leben, sich gegenseitig selber auffressen müssen.

## Lustige Rundschau



*** Zu hohe Rechnung.** Richter: „Es ist festgestellt worden, Angeklagter, daß Sie den Kläger mit dem Titel Lump bezeichnet haben! Haben Sie noch etwas hinzuzufügen?" — Angeklagter: „O ja! Eine ganze Menge! Das würde mir aber zu teuer kommen!"

*

*** Tröstlich.** „Ich habe deinem Vater erklärt, ich könnte ohne dich nicht länger leben," sagte er und schaute sehr betrüblich drein. — „Und was hat er geantwortet?" fragte die Geliebte. — „Er bot mir an, er wollte die ganzen Begräbniskosten für mich bezahlen!"

---

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.